

Gesellschaft im No-Future-Modus

Angesichts verbreiteter Resignation braucht es 2023 viel Kraft für ein positives Zukunftsbild – Drei vielversprechende Ansätze

Herr Grünewald, das alte Jahr ist fast vorbei. Was bleibt von 2022?

Zu Recht wurde die „Zeitenwende“ zum Wort des Jahres 2022 gekürt. Aus psychologischer Sicht tendiert der Begriff zur bloßen Hohlformel, wenn damit nicht eine zweifache Dynamik verbunden ist: ein Prozess des Abschiednehmens von den alten Zeiten und des Trauerns über den damit verbundenen Verlust, zugleich dann auch die Ausrichtung auf das Neue. Beides findet aber zurzeit nicht statt.

Warum nicht?

Die Gesellschaft ist in einem No-Future-Modus. Der Blick in die Zukunft wird verstellt von vermeintlich unbezwingbaren Problembergen, vor denen wir teils schon seit Jahren stehen – ob das die Klimakrise ist, die Pandemie oder jetzt der Ukraine-Krieg mit Energiekrise und Lieferketten-Engpässen. Und selbst hinter den Problembergen vermuten die Menschen kein gelobtes Land, sondern nur Einöde.

„No Future“, das war schon in den späten 1970er Jahren und danach ein Slogan – mit so einem depressiv-apokalyptischen Sound.

Die Grundstimmung heute würde ich als resignativ beschreiben. Man verschanzt sich in einer Art permanenter Gegenwart mit Rückzug ins private Schneckenhaus, dessen berufliches Pendant das Homeoffice ist. Diese Haltung hat gerade nichts mit dem Aufbruchgeist gemein, der einem Begriff wie „Zeitenwende“ inneohnt. Dennoch gibt es die Sehnsucht danach.

Und was passiert mit dieser Sehnsucht?

Die wird in die umgekehrte Richtung geleitet, in einen grassierenden Retro-Trend mit ständigem Blick in den autobiografischen oder zeitgeschichtlichen Rückspiegel. Es handelt sich um den Versuch, eine Aufbruchstimmung ohne Konsequenzen zu erzeugen, ein mentales Aufbruchs-Recycling mit Rückgriff auf bereits erlebte Pionierzeiten.

Welche Pionierzeiten?

Da kann man einen weiten Bogen rückwärts schlagen, beginnend bei der Flower-Power-Bewegung, dann mit dem Konsum- und Wachstumsrausch in den 80er Jahren, gefolgt von der Wende-Euphorie der frühen 90er Jahre. Es gibt eine ganze Reihe von Produkten, die uns just in die Gefühls- und Erlebniswelten von damals zurückversetzen sollen: Afri-Cola, Tritop, die Ahoi-Brause, Puma-Turnschuhe, Retro-Klingeltöne fürs Handy oder – in der Popkultur ganz massiv – das Abba-Revival.

Allem, was recycelt und wiederverwendet wird, geht aber doch per Definition der Reiz des Neuen ab.

Das ist genau das Problem: Eine recycelte Aufbruchstimmung wird schnell schal und unbefriedigend. Deswegen wechseln die Retro-Trends selbst in immer rascherer Folge ab. Oder anders gesagt: Die Halbwertszeit der Epoche, die gerade mal wieder in ist, sinkt rapide. Eingee-

setzt hat der Retro-Trend übrigens schon um das Jahr 2000.

Auch ein „Wendejahr“.

Ja, und nach der lediglich kalendrischen Zeitenwende stellte man schnell fest: Oh, es passiert ja gar nichts – oder wenigstens nichts Neues. Also richtete man den Blick zurück in die bewegte Vergangenheit. Der 11. September 2001 war dann ein gewisser Bruch. Seitdem erfüllt der Retro-Trend ein zweites Bedürfnis: nach Geborgenheit und Sicherheit in einer Welt, die aus den Fugen zu geraten drohte.

Besteht nicht auch die Gefahr, sich komplett gehen zu lassen? Nach dem Motto: Die Klimakatastrophe ist eh nicht aufzuhalten – dann also nach uns die Sintflut.

Das ist eine mögliche Konsequenz einer pessimistisch-resignativen Grundstimmung. Umso mehr kommt es für die Gesellschaft 2023 darauf an, viel Kraft auf ein positives Zukunftsbild zu verwenden.

Wie könnte das aussehen?

Ich sehe drei vielversprechende Ansätze. Erstens den Generationenkonflikt als Motivation: Es gehört zu den Privilegien kommender Generationen, das alte Bild der Wirklichkeit durch ein neues zu ersetzen. „Fridays for Future“ hat den Generationenkonflikt eher als Betroffenheitssymbiose inszeniert: Jung und Alt händchenhaltend und in bestem Einvernehmen, wobei die Verantwortung für die konkreten Veränderungen dann immer schön zwischen den Generationen hin und her geschoben werden konnte.

Die „Letzte Generation“ geht anders vor.

Aus psychologischer Sicht ist die Bereitschaft zur Provokation und zur Regelverletzung ein Zeichen für eine Vitalität, die tatsächlich zu einer neuen Vision führen kann. Einen zweiten Ansatzpunkt liefert gerade der Ukraine-Krieg, nämlich die Negativ-Vision: „Wir wollen unsere Freiheit nicht verlieren, wir wollen nicht ohne Strom in der Kälte sitzen, wir wollen als Staatsvolk nicht untergehen.“ Abgrenzungen dieser Art können zu einer Neu-Orientierung als Gesellschaft beitragen, zu einem neuen Wir-Gefühl. Das dritte Hoffnungsmoment ist die Macht des Faktischen.

Was wollen Sie damit sagen?

Nehmen Sie die Flutkatastrophe von 2021: Im Augenblick einer faktischen Notlage war die praktizierte Solidarität mit den Opfern enorm. Menschen kamen aus ihrer eigenen Komfortzone heraus, um anderen zu helfen. In Ansätzen erleben wir das auch jetzt angesichts der Energiekrise. Jede Not hat eine eigene Wendigkeit zur Folge, kann Energien freisetzen, neue Formen der Selbstwirksamkeit und des Gemeinschaftsgeistes aktivieren. Deshalb gilt auch für das neue Jahr: Krisen sind notwendig.

Das Gespräch führte
Joachim Frank